

Buchbesprechungen

Quindeau, Ilka: Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud. Stuttgart (Klett-Cotta) 2008. 320 Seiten, € 34,00 / sFr 57,00.

Die Autorin entfaltet in ihrem umfassenden und kenntnisreichen Buch ein weites Panorama von metapsychologischen Ansätzen zum Verständnis menschlicher Sexualität in Vergangenheit und Gegenwart. Ausgehend von der Freudschen Sexualtheorie und ganz besonders deren Weiterentwicklung in der Theorie der »Allgemeinen Verführung« von Jean Laplanche schlägt Ilka Quindeau einen großen Bogen von Helene Deutsch und Karen Horney über Melanie Klein und Ernest Jones bis zu Autoren wie Janine Chasseguet-Smirgel, Maria Torok und Otto Kernberg, um schließlich auf zeitgenössische analytische Schriften zu sexueller Entwicklung allgemein und weiblicher Sexualität im besonderen sowie Homosexualität und Transsexualität zu kommen. Wir erhalten so einen außergewöhnlich weit gefassten Überblick zum Stand der Diskussion über sexuelles Erleben und dessen psychoanalytisches Verständnis von den Anfängen der Psychoanalyse bis heute, und schon deshalb ist das Buch zur Lektüre dringend zu empfehlen.

Ilka Quindeau analysiert die vielen verschiedenen Ansätze aus einer klar formulierten theoretischen Haltung heraus: im Sinne Laplanches versteht sie menschliche Sexualität als Ergebnis einer interpersonellen Verführung des Kindes durch die unbewußten »rätselhaften Botschaften« der Erwachsenen, die das Kind seinerseits »übersetzen« muß. »Den Ursprung menschlicher Sexualität sehe ich demnach im we-

sentlichen in einer sozialen Situation« (S. 29), schreibt sie im ersten Kapitel mit dem Titel »Verführung, Begehren und Sexualität«. Diese »soziale« Situation – und hier löst sie sich in ihrer Theoretisierung erklärtermaßen vom »breiten Konsens« (S. 33) in der Psychoanalyse (wie übrigens auch von Laplanche) – sei nicht notwendig »traumatisch«, wobei sie allerdings auch wieder schreibt, menschliche Sexualität entstehe notwendig im Konflikt (S. 41). Ebenfalls in Abgrenzung von Freuds Sicht schlägt sie die Einführung des Begriffs »Begehren« statt »Trieb« vor, um auf diese Weise dem interpersonalen Austausch in Abgrenzung zur klassischen (immanenten) Triebtheorie einen in ihren Augen angemessenen objekttheoretischen Platz zuzuerkennen.

Wenn man weiß, daß Lacan sein gesamtes Werk um das von ihm in die psychoanalytische Theoriebildung eingeführte »Begehren« (»*désir*« ist seine eigenwillige Übersetzung von »Wunsch« ins Französische) zentriert hat, erstaunt das Fehlen eines Bezugs auf seine minutiöse Untersuchung eben dieses Begehrens in der Subjektbildung. Die Autorin meint dazu ein wenig lapidar: »Sollten sich [...] Übereinstimmungen mit Lacan ergeben, sind diese eher zufällig als beabsichtigt« (S. 39).

Ilka Quindeau will die Entstehung dieses »Begehrens« »explizit sozialisationstheoretisch« (S.39) fassen: »Diese Antriebskraft – von Freud als Sexualtrieb oder Libido bezeichnet – ist nun, so behaupte ich, keineswegs als endogen-organische zu verstehen; sie ist keine biologische Anlage, sondern entwickelt sich im Verlauf einer individuellen Biografie« (S. 42). Hier gibt es dann tatsächlich keine Übereinstimmung mit Lacan, der keine individualpsychologische, vielmehr eine strukturelle Sicht von Subjektwerdung hatte. Allerdings

sieht sich in Quindeaus Konzeptualisierung das Subjekt ebenfalls dem »Primat des Anderen« ausgesetzt; letzteres definiert die Autorin als das, »was dem Subjekt vorgängig« (S. 40) sei. Bei Lacan war dies die Sprache und deren strukturelle symbolisierende Funktion, bei Quindeau bleibt dessen Beschaffenheit offen.

Die individuell voranschreitende Entwicklung von Sexualität unter dem Primat des Anderen erfolgt nach Auffassung der Autorin durch permanente »Umschriften«. Sie hatte diesen Begriff in ihrer Arbeit über *Spur und Umschrift* (München 2004) bereits ausführlich diskutiert. Nicht immer ist klar, ob es sich bei diesen Umschriften um das Ergebnis von Bewegungen im Sinne der Freudschen »Nachträglichkeit«, von »Umarbeitungen« (S. 51), von Entwicklungsschritten, Abwehrvorgängen oder neu gewonnenen Verständnismöglichkeiten des Subjekts handelt.

Jedenfalls sind dies die theoretischen Ausgangspunkte ihrer beeindruckenden, durchweg lesenswerten Analyse einer ganzen Palette von metapsychologischen Schriften zu sexueller Entwicklung – einer Analyse mit dem Ziel der konsequenten metapsychologischen Dekonstruktion des Geschlechtsunterschieds zugunsten einer »allgemein menschliche[n] Sexualität, bei der sich Männer und Frauen weniger voneinander als vielmehr untereinander unterscheiden« (Klappentext). Aus der großen Fülle von Material können hier nur einige Beispiele für diesen Dekonstruktionsversuch herausgegriffen werden.

Hinsichtlich der Freudschen Betrachtung der sexuellen Entwicklung schlägt sie beispielsweise vor, den »Akzent der phallischen Phase auf die Aneignung des Begehrens zu setzen; so läßt sich die von Freud formulierte Al-

ternative – einen Phallus haben oder kastriert sein – auf die Fähigkeit beider Geschlechter beziehen, Lust zu empfinden und sich als Subjekt des Begehrens zu erleben« (S. 71). Sie sieht einen Widerspruch, wenn Freud die Geschlechtsanlagen als biologisch angelegt und gleichzeitig als Resultat von Identifizierungen ansieht (S. 77). Wo Freud ein kompliziertes Zusammenspiel körperlicher (Trieb-)Prozesse, unbewußter (Ur-)Phantasien und Objekterfahrungen für die geschlechtsspezifische Entwicklung sah, geht Ilka Quindeau von einer »gender-übergreifenden«, sich gegen die »herrschende Geschlechterideologie« (S. 95) richtenden feministischen Position aus, denn »schließlich ermöglicht das Konzept der Umschrift, Sozialisationserfahrungen als Einschreibungen in den Körper zu fassen« (S. 90). Der Geschlechtsunterschied ist in diesem Sinn nicht mehr als das Ergebnis der »kulturell dominanten, binären Kodierung des Geschlechts« (S. 103), wie sie in der Auseinandersetzung mit Horneys Argumenten schreibt.

Im zweiten Kapitel mit dem Titel »Männlich-Weiblich« dekonstruiert die Autorin unter vielen anderen das Freudsche Konzept vom Penisneid. »Der Neid auf das jeweils andere Geschlecht – der Penisneid bei Mädchen und der analoge Vaginal- und Gebärmutterneid bei Jungen – bietet meines Erachtens auch eine weitere, für beide Geschlechter gemeinsame Lesart an: Der Neid ist der Versuch des Kindes, sich dagegen aufzulehnen, daß es akzeptieren muß, nur ein einziges Geschlecht zu haben, was der bisexuellen Omnipotenzphantasie ein Ende setzt« (S. 126f.). Diese Akzeptanz führe aber nicht zur Entwicklung einer spezifisch »weiblichen« und einer spezifisch »männlichen« sexuellen Identität, vielmehr sieht Quindeau die Sexualität los-

gelöst von einer »dichotomen Auffassung des Geschlechts, die etwa einen phallischen Lust- und Befriedigungsmodus dem Mann zuschreibt und einen rezeptiven der Frau« (S. 299). Sie meint, daß im »Unbewußten jedes Menschen beide Geschlechtspositionen nebeneinander bestehen und sich bei unbewußten Prozessen keine geschlechtsspezifischen Unterschiede ergeben können« (S. 179f.), und zwar deshalb nicht, weil das Unbewußte keine Ordnungsvorstellungen und keine Verneinung kenne: »aus diesem Grund kann die Geschlechtsdifferenz im Unbewußten nicht abgebildet« sein (S. 180), sie entwickle sich erst im Sekundärprozeß.

Nun hatte Freud aber gemeint, das Ich sei in erster Linie ein Körper-Ich. Dieses müßte der Autorin zufolge dann, ebenso wie das Unbewußte, ein ungeschlechtliches sein?

Ilka Quindeau hält gleichwohl am Konzept der Urphantasien als leitendem Organisator der Anerkennung des Geschlechtsunterschieds fest. Wir wissen aber, daß die Urphantasien (d. h. Urszene, Kastration, Verführung) nach Freud nicht dem Sekundärprozeß angehören und auch nicht Ergebnis individueller Entwicklung und Sozialisation sind, sondern strukturelle Bedeutung für Identifizierung und Geschlechtsidentität haben. Eine Urszene ohne Geschlecht wäre also nicht vorstellbar, gehört aber doch dem Primärprozeß an?

Die Einführung des Begriffs der »Alterität« soll den des »anderen« Geschlechts ersetzen. Mit Reimut Reiche argumentierend, ersetzt die »Geschlechterspannung« den Geschlechtsunterschied: »das spannungsreiche Verhältnis *im* Mann oder *in* der Frau, das sich aus der Zweigestaltigkeit des Geschlechts, aus der Differenz von Männlichkeit und Weiblichkeit ergibt«

(S. 211). Worin diese aber (noch) bestehen soll, weiß man bei beendeter Lektüre nicht mehr, denn menschliche Sexualität will Quindeau nicht »in eine männliche und eine weibliche Sexualität unterteilen [...], sondern als eine geschlechtsübergreifende Sexualität« (S. 213) verstehen.

Im dritten Kapitel, »Homosexualität, Heterosexualität, Perversion«, wird die Dekonstruktion stringent weitergeführt. Im Sinne Freuds, der meinte, das Variabelste am Trieb sei das Objekt, wird die Vielfältigkeit von Triebchicksalen betont, Perversion (unter Bezug auf Lackinger) in »benigne« und »maligne« (wenn dem Objekt Schaden zugefügt wird) zergliedert und die bisherige allgemeine Pathologisierung von Homosexualität und Perversionen – mit Hinweis auf die große Bedeutung der polymorph perversen Sexualität auch im Erleben des Erwachsenen – verworfen.

Ilka Quindeau hatte den Begriff des Triebes explizit durch den des »Begehrens« ersetzt; damit geht der Todestrieb und die Theoretisierung von struktureller menschlicher Destruktivität verloren; in Quindeaus Konzeptualisierung ist die wünschende Bewegung Ergebnis von Objektbeziehungen, damit einsozialisiert. Die Frage ist, ob hier nicht das Kind mit dem Bade ausgeschüttet wird, will heißen, mit den wichtigen Kernen der Freudschen Metapsychologie – Triebtheorie, Bedeutung des Geschlechtsunterschieds – die Theorie vom Unbewußten selbst.

Die Analyse von Ilka Quindeau hat eine Stärke, die zugleich ihre Schwäche ist: ihre »fortschrittsoptimistische« (S. 288) Argumentation ist erklärmaßen »der Versuch, das [feministische] Gleichstellungsanliegen weiterzudenken« (S. 298). Ohne Zweifel benötigen wir kreative Konzeptualisierungen, um neue psychosoziale Phä-

nomene denken zu können; und die umfassende Arbeit von Quindeau bereichert uns dahingehend beträchtlich. Andererseits ist die implizit normative Ausrichtung ihrer konsequenten Deonstruktion des Geschlechtsunterschieds zugleich auch die Schwäche ihres Vorgehens, denn eine psychoanalytische Anbindung an die klinische Wirklichkeit fehlt weitgehend.

Im Verlauf ihrer kenntnisreichen und minutiösen Auseinandersetzung mit vielen der großen psychoanalytischen und sexualwissenschaftlichen Theorien zu Geschlecht und Sexualität gehen die Quellen, aus denen sie schöpft, mitunter verloren. Die Theorie der »Allgemeinen Verführung« und die Konzeptualisierung von Begehren werden im Verlauf des Buches immer weniger ihren Urhebern zugerechnet, sondern zunehmend als eigene Trouvaillen vorgestellt.

Ilka Quindeau hat ein breit angelegtes, mutiges Buch zu einem hochkomplizierten Thema vorgelegt. Auf diese Arbeit wird man in der aktuellen Diskussion sexueller Theorien immer wieder mit Gewinn zurückgreifen.

Susann Heenen-Wolff (Brüssel)

Bossinade, Johanna: Kranke Welt bei Ingeborg Bachmann. Über literarische Wirklichkeit und psychoanalytische Interpretation. Freiburg (Rombach Verlag) 2004. 226 Seiten, € 32,00.

»Die Wahrheit ist dem Menschen zumutbar« – so lautet der Titel einer Rede, die Ingeborg Bachmann 1958 zur Verleihung des Hörspielpreises der Kriegsblinden gehalten hat (*Werke*, Bd. 4. München 1978). Johanna Bossinade, Professorin für Literaturwissenschaft

an der FU Berlin, unternimmt es im Ausgang von dieser Rede, die »Wahrnehmung« und poetische »Wahrmachung« der »kranken Welt« als Fokus von Ingeborg Bachmanns Schreiben darzustellen. Dieser Wahr-Machungsprozeß, so die leitende These Bossinades, die seit 2000 auch als Psychoanalytikerin tätig ist, vollziehe sich bei der Dichterin auf dem Wege einer »paradoxen Verkehrung«. Ausgangspunkt ist die Wahr-Nehmung der »kranken Welt« mit »ihren falschen Idealen, ihren Hemmungen, ihrem Wahn« (S. 10), ihrer »Normalität des Verkehrten« (S. 11), wie sie historisch im »Dritten Reich« erfahren wurde. Statt im Rahmen fiktionaler Wirklichkeit vorzutauschen, daß die solchermaßen paradoxe und kranke Welt in eine stimmige und gesunde verwandelt werden, daß es also ein »richtiges Leben im falschen« geben könnte, unternimmt es Bachmann, das »von vornherein Verkehrte der übersteigernden Simulation« auszusetzen (S. 91) und dadurch »rückzuverkehren«. Konkret bedeutet dieses Verfahren eine moderne Kombination all dessen, was die Weltliteratur als Ironie, Parodie, Kontrafaktur und Satire kennt. Frei nach Jay Haley (*Die Jesus-Strategie*. Weinheim 1990: »Der Analytiker besteht darauf, daß der Patient unterlegen bleibt, um ihm zu helfen, überlegen zu werden«) könnte man sagen: Bachmanns Strategie einer paradoxen erzählerischen Intervention unterwirft die – meistens weibliche – Wahr-Nehmung der – meistens männlichen – Wahr-Gebung (Helm Stierlin), um den Widerstand der Rezipierenden gegen die »normalen«, also kranken Gesellschaftsformen zu aktivieren.

Die Fixierung auf das Paradoxe bringt es mit sich, daß Bossinade auch das Verhältnis von Psychoanalyse und Textanalyse als »paradoxe Analogie« expliziert: zwar sei die Sprache in der